Buchholzstrasse 58, CH-8750 Glarus, Tel: 055 650 17 82, e-mail: info@geo-life.ch

Exkursion

Geologie, Kuren und Künstler

Glarnerland - Klöntal

Samstag 25. Juni - Sonntag 26. Juni 2011

Klöntal am Morgen *Foto: Guido Kasper*

Mark Feldmann
Dr.sc.nat ETH

Linthgeschiebe und Talboden

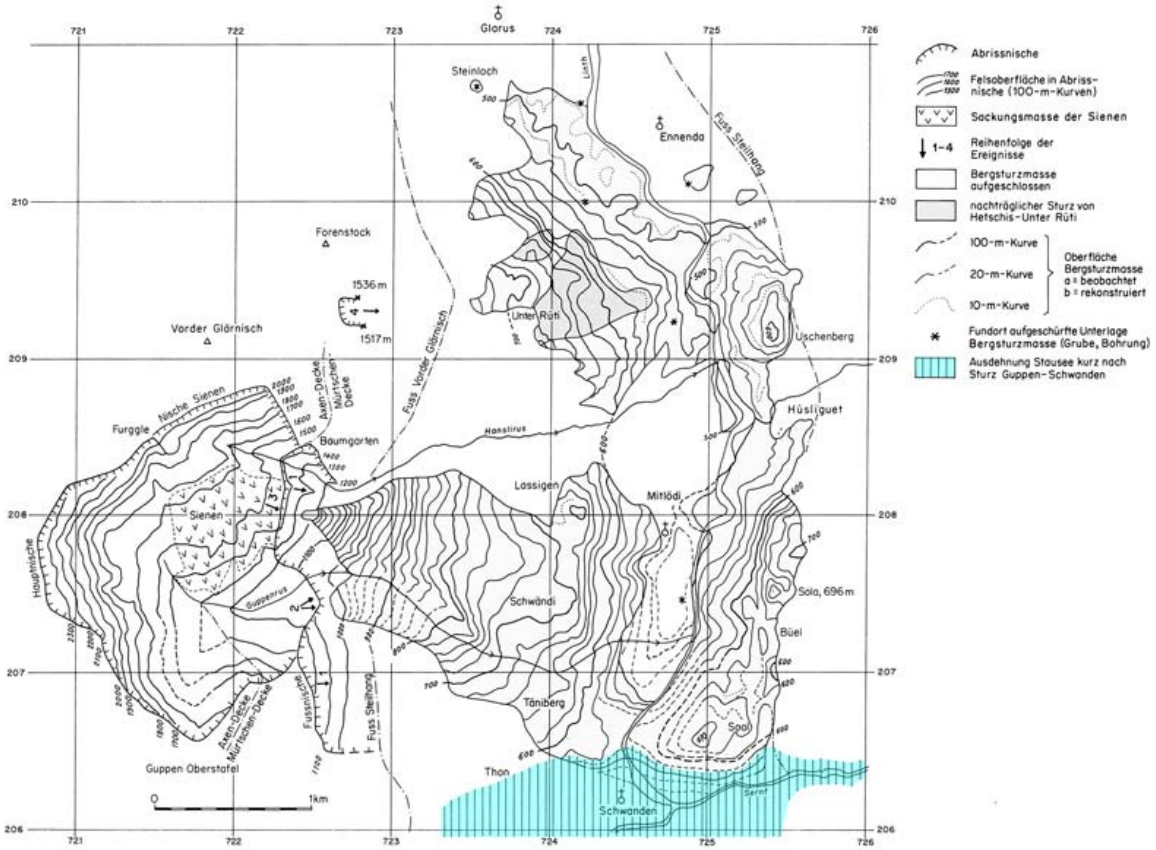
Bei einem Blick in die Linth fällt auf, dass die meisten der gut gerundeten Gerölle in irgend einem Grau erscheinen und mehr oder weniger von hellen Adern durchzogen sind. Weniger häufig aber doch ins Auge stechend sind rote und grüne Gesteine. Eine solche Zusammensetzung von Geröllen findet man im Kanton Glarus erst flussabwärts von Schwanden, nachdem der Sernf und die Linth zusammengeflossen sind. Die meisten der bunten Gesteine stammen aus dem Sernftal und dem Freiberg Kärpf. Sie sind über 250 Millionen Jahre alt und gehören ins Erdzeitalter des Perms. Der rote Verrucano oder Sernifit ist das Produkt einstiger Unwetterereignisse und wurde als Schlammlawine auf dem Land abgelagert. Viele der grünen „Böllen“ sind vulkanische Gesteine, die von einer Gebirgsbildung zeugen, lange bevor es die Alpen gab.
Die meisten der grauen Gesteine stammen aus dem Grosstal. Sie wurden vor 180 bis 100 Millionen Jahren während der Jura- und Kreidezeit im flachen Schelfbereich eines Ozeans, der Tethys, abgelagert. In vielen dieser Gesteine entdeckt man beim genauen hinschauen noch Bruchstücke von Schalen und Skeletten einstiger Meeresbewohner. Was man hier an der Linth vermisst, sind Schiefer aus dem Sernftal. Diese tonigen Gesteine verwittern sehr leicht, so dass sie bereits nach wenigen Metern nur noch als feinkörnige Suspension im Wasser auftreten und teilweise für das trübe Grau der Linth verantwortlich sind.
Seit der letzten Eiszeit schob die Linth Tausende von Kubikmetern Geröll durchs Tal und füllte so langsam den Talboden auf. Bis heute weiss man nicht genau wie tief der feste Fels eigentlich liegt. Am Ende der Eiszeiten war das Tal der Linth bedeutend tiefer als heute. Dieses bildete eine breite flache Wanne, die einen Arm des riesigen Sees darstellte, der den heutigen Zürichsee, Walensee und Bodensee verband. Seither haben Bäche, Runsen und Bergstürze den Glarnerarm dieses Sees zugeschüttet, so dass die Linth heute auf ihrem eigenen Geschiebe dahin fliesst.

Die Seenlandschaft nach der letzten Eiszeit

Gesteine bestimmen in den Linthgeschieben

Der Bergsturz von Guppen

Vor der imposanten Kulisse von Vorderglärnisch und Vrenelisgärtli blickt man auf eine zum Teil bewaldete scharfe Erosionskammlinie. Sie markiert den mächtigen Schuttfächer des Guppenbergsturzes, der sich über die Grundmoränen des Linthgletschers ergoss.
Aus der grossen Abrissnische, die unterhalb von Mittelguppen in einer Höhe von etwa 1200 Meter beginnt und sich gegen oben bis an den untern Rand des Guppenfirns bei etwa 2300 Meter ausdehnt, lösten sich in einer eisfreien Periode gegen Ende der letzten Eiszeit ca. 800'000'000 m^3 Gestein. Die gewaltige Trümmermasse wälzte sich zunächst von der Guppennische her über die Gegend von Schwändi und Mitlödi, durchquerte das Tal und prallte im Gebiet des heutigen Dorfes Sool auf die gegenüberliegende Talseite, an der ein Teil des Schuttes in Form einer mächtigen Brandungswelle stehen blieb. Die Gesteinsmassen stauten sich im Hügel der einstigen Burg Sola bis 230 m über den heutigen Talgrund auf. Die Hauptmasse des Schuttstromes wurde talauswärts nach Norden abgelenkt oder flutete aus der Gegend von Schwändi fächerförmig nach Nordosten, bis er am Südrand von Glarus und Ennenda zum Stehen kam. Der Bergsturz bedeckt eine Fläche von 10 km^2 und hat eine Länge von rund 7 krn. Seine Abrissfläche sah ursprünglich wohl nicht so unregelmässig aus wie heute; sie ist im Laufe der Zeit durch die Erosionsarbeit der Wildbäche und des Guppengletschers stark verändert worden.
Die abgelagerten Felsmassen formten einen Riegel, der das Glarner Mittelland vom Hinterland trennte. Es bildete sich ein Stausee, der mindestens bis nach Luchsingen reichte. Durch die Stauung wurden die Linth und der Sernf gezwungen, ihr Geschiebe hinter dem Riegel abzulagern, das führte bei Schwanden zu einer Geschiebeaufschüttung, deren Oberfläche bei etwa 590 m, also 70 m über der heutigen Linthsohle lag.
Mit der Zeit durchnagte die Linth den natürlichen Staudamm und noch bevor der letzte Gletschervorstoss der sogenannten jüngeren Dryas stattfand, verschwand der Stausee wieder.



Bergsturzmasse von Guppen-Schwanden. Abrissnischen und Abfolge der Stürze. Aufschlüsse der Sturztrümmer und ihre ursprüngliche Oberfläche. Südgrenze des Stausees kurz nach dem Niederbruch des Sturzes.

Gletscher und Moränen

Unterhalb der Guppenalp und weiter taleinwärts erkennt man kleine, aber charakteristische Moränenwälle, die ins Haupttal zu fliessen scheinen. Sie stammen vom einstigen Guppen- und vom Bösbächi-Oberblegigletscher und bilden zusammen mit weiteren Moränen des Linthgletschers die Zeugen des letzten Gletschervorstosses im Glarner Grosstal.
Im Alpenraum fanden über die vergangenen 2.5 Millionen Jahre vier grosse Vergletscherungen statt, welche durch drei lang andauernde eisfreie Interglazialzeiten getrennt waren. Die Bildungen der älteren Eiszeiten sind in den Glarneralpen durch die jüngern Vergletscherungen wieder verwischt worden. Deshalb ist das, was wir als Wirkungen der Glazialperiode erkennen, wohl der letzten Vergletscherung, der Würmeiszeit, zuzuschreiben.
Erst gegen Ende der Würmeiszeit, die wahrscheinlich vor 20'000 Jahren ihre grösste Ausbreitung erlangte, sank die Eisoberfläche des Linthgletschers im Glärnischgebiet unter die Grenze der ständigen Schneebedeckung, welche auf 16’001’700 m geschätzt wird. So können Wallmoränen erst ab dieser Zeit erwartet werden. Die meisten Ablagerungen des Linthgletschers und seiner kleineren Begleiter im Glärnischgebiet, der Bösbächi-Oberblegi-, der Nidfurner- und der Guppengletscher, sind sogar noch etwas jünger. Nach einer kräftigen, lang dauernden Rückzugsphase bis in den Hintergrund des Linthtales vereinigten sich die Gletscher und stiessen kurzfristig noch einmal bis gegen Netstal hinaus vor. Sie bedeckten dabei den Bergsturz von Guppen. Dieser letztere Vorstoss bezeichnet man als die jüngere Dryas. Nach einem vorerst schnellen Rückzug setzte eine Verzögerung ein und der Rückgang der Gletscher verlangsamte sich. Dabei wurden die auffälligsten Wallmoränen im gesamten hinteren Tal der Linth gebildet.
Vor der Dorfdeponie Sool sieht man einen angeschnittenen Querschnitt einer Wallmoräne des Linthgletschers mit seinem typischen Inhalt: Festgepresstes, verdichtetes, kantiges Lockergestein in allen Grössen, das sich aus verschiedensten Gesteinsarten zusammensetzt. Wir blicken gegen 300 Millionen Jahre in die Erdgeschichte zurück. Am auffälligsten sind die roten und grünen Gesteine aus der Permzeit, die gelben und weissen aus der Trias, sowie die grauen aus dem Jura und der Kreide.

Querschnitt durch eine Moräne des Linthgletschers bei Sool

Verkitteter Moränenschutt

Ein geologischer Rundblick

Auf dem Weg von der Dorfdeponie ins Dorf Sool eröffnen sich geradeaus wundervolle Ausblicke auf das Grosstal und den Tödi. Das Tödigebiet ist die geologisch älteste Region im Kanton Glarus. Der kristalline Sockel des Tödi besteht aus Graniten, Gneisen und Glimmerschiefern und gehört zum Aarmassiv, einem Gebirge, das am Ende des Erdaltertums vor 350-260 Millionen Jahren durch die sogenannte variskische Faltung geformt wurde. Kurz nach seiner Bildung wurde dieses Gebirge durch kräftige Erosion abgetragen und es bildeten sich im warm-feuchten Klima gewaltige Moore mit einer reichen Flora an Schachtelhalmen, Farnen und Bärlapp-Bäumen, aus denen sich Kohlenlager bilden konnten. Durch späte variskische Faltungen am Ende der Karbonzeit wurden diese Kohlenserien zwischen die alten kristallinen Schiefer eingefaltet. Am Bifertengrätli treten diese kohleführende Karbonsedimente als 150 m mächtiger kontinuierlicher Schichtverband auf, in welchem 1879 eine Karbonflora entdeckt wurde, die mit analogen Gesteinen im Aiguilles-Rouges-Massiv als älteste fossilführende Gesteine der Schweiz belegt werden konnten.
Als Besonderheit finden sich unterhalb des Sandfirns auf einer Steinplatte des Rötidolomites über 200 Vertiefungen, die eine Gruppe Archosaurier vor rund 230 Millionen Jahren im Erdzeitalter der Trias an der tropischen Meeresküste des Glarnerlandes hinterlassen haben.
Etwas links, schauen wir direkt in den Freiberg Kärpf, welcher uns eine andere geologische Geschichte erzählt. In der Permzeit, vor 290-250 Millionen Jahren, bildete sich eine etwa 50 km breite Inlandsenke, in der sich bis zu 1600 Meter hoch kontinentale Sedimente des rötlichen Verrucano und vulkanische Laven auf dem damaligen Superkontinent Pangäa anhäuften. Solche Gesteine bilden sich heute in Klimazonen mit Monsunregen, in dem durch plötzliche Regengüsse verursachte Hochwasser den angesammelten Schutt in einer breiartigen Masse mitschwemmen und in Schuttfächern ablagern.
Blickt man über das Tal gegen Westen ins Glärnischgebiet, bestehen die Berge hauptsächlich aus Gesteinen des Juras und der Kreidezeit, welche vor 180-100 Millionen Jahren in einem tiefer werdenden Flachmeer, auf dem Schelf am Südrand des Europäischen Festlandes abgelagert wurden. Die kalkigen Gesteine dieser Perioden bauen die meisten Berge der Glarner Alpen auf.

Blick Richtung Grosstal mit Tödi (rechts) und in den Freiberg Kärpf (links)

Blick auf den Glärnisch

Der Dorfbrunnen Sool – Wasser als Rarität

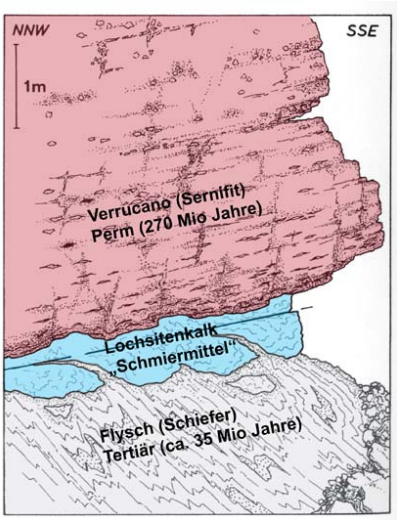
An der Kreuzung Dorfstrasse/Adlerstrasse erreichen wir bei einem alten Steinbrunnen das Dorfzentrum von Sool oder Obersool wie es früher genannt wurde. Der Name des Ortes kommt vom althochdeutschen „sol“, welches Suhle, Tümpel oder sumpfige Stelle bedeutet. In Untersool befanden sich im 19. Jahrhundert noch flache Tümpel.
Mit dem Obersooler Dorfbrunnen blicken wir auf eine weitere interessante kalkige Periode im Glarnerland, die Zeit der Herstellung von steinernen Brunnentrögen. Wie die eingemeisselte Inschrift an der Westseite des Brunnens zeigt, wurde der Brunnen im Jahre 1799 fertiggestellt. Obwohl es unterschiedliche Ansichten über die Interpretation der letzten Zahl gibt - handelt es sich um eine Neun oder um eine kleine, hochgestellte Null? - weisen alle Vergleiche mit ähnlichen Brunnen aus derselben Zeit auf eine 9. Kleine, hochgestellte Nullen wurden nie eingemeisselt. Die Initialen vor und nach der Jahrzahl, wahrscheinlich RI und RU (RH?) dürften auf die Namen der Steinmetzen, eventuell auch des Auftraggebers hindeuten. Im 17. und vor allem im 18. Jahrhundert profitierte im Glarnerland das bis anhin ziemlich bedeutungslose Handwerk zunehmend von öffentlichen Aufgaben. Dies führte im späten 18. und im 19. Jahrhundert auch zu einem Aufschwung des Steinmetzgewerbes. Vor allem in Riedern wurden Bergsturzfelsen zu Brunnenbetten verarbeitet, welche dann auf unterlegten Tannen von bis zu 60 Männern in die verschiedenen Dörfer gezogen wurden. Zur Herstellung von solchen Monolithen, Brunnen die aus einem einzigen Steinblock bestehen, eigneten sich vorzüglich Blöcke aus Kalkstein. Dazu wurden sehr häufig, wie auch beim Sooler Brunnen, Blöcke aus Seewerkalk, einem gelblichgrau anwitternden, dichten, wellig verlaufenden Kalk verwendet. Ums Jahr 1800 standen der Sooler Bevölkerung zwei Dorfbrunnen zur Verfügung, die aber nur spärlich Wasser lieferten, sodass der Brunnenplatz auch zum "Kampfplatz" um den letzten Tropfen wurde. Zeitweilig lag der Brunnen komplett trocken, was die Sooler dann zwang, Wasser mit Tansen aus der Linth oder dem Sernf zu holen. Da es auf der ganzen Sooler Terrasse weder eine Quelle noch einen Bach gibt, beschlossen die Sooler Tagwensbürger im Jahre 1848, dem Wassermangel abzuhelfen. Im Hellbachgebiet, unterhalb der Alp Fessis, fasste man zwei Quellen und leitete diese zu den beiden Dorfbrunnen. Für die neue Wasserleitung wurden 600 Tüchel (der Länge nach durchbohrte Rottannenstämme) verlegt, was die Gemeinde 1506 Franken kostete. Schon im Jahre 1875 ersetzte man die Holzleitungen durch Zement- und Eisen-Rohre. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden dann die Häuser direkt an die Wasserversorgung angeschlossen.

Der Dorfbrunnen von Sool - ein Monolith aus Seewerkalk aus dem späten 18. Jahrhundert

Unesco Weltnaturerbe – die Glarner Hauptüberschiebung an der Lochsite

Man braucht nun nicht zu glauben, dass irgend ein Schotte in dieser Gegend war und analog zum "Loch-ness" der "Loch-site" zu ihrem Namen verhalf. Vielmehr ist der Name Lochsite, Lochsyte, Lochsiten oder Lochseite durch die vielfältigen Versuche, den einstigen Flurnamen "Luchsete" oder "Luchsite" ins Hochdeutsche anzupassen, entstanden, wobei "Luchsete" nichts anderes bezeichnet, als einen Schlupfwinkel für Luchse.

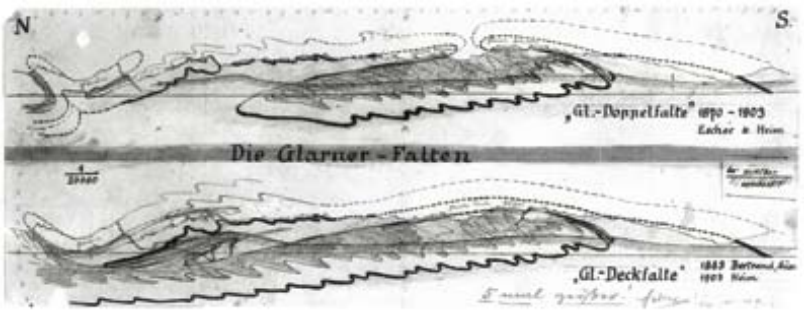
Die Glarner Hauptüberschiebung an der Lochsite bei Sool (Foto: J.-M. Wittwer)



Schematische Darstellung der Gesteinseinheiten an der Lochsite (nach A. Heim)

An der Lochsite sieht man die messerscharfe Überschiebungslinie der Glarner Hauptüberschiebung aus nächster Nähe. Die ausserordentliche Bedeutung dieses geologischen Aufschlusses zeigt sich bereits darin, dass 1998 das American Museum of Natural History in New York (USA) der Glarner Regierung den Antrag stellte, einen Abguss der Lochsite machen zu dürfen, um in einer neuartigen Ausstellung über die "Erde als Ganzes" den Mechanismus der Gebirgsbildung mit der Lochsite als klassischen Aufschluss der alpinen Deckentektonik zu dokumentieren. Die Glarner Hauptüberschiebung ist eine aussergewöhnlich spektakuläre Überschiebungsfläche im Grenzgebiet der Kantone Glarus, Graubünden und St.Gallen, auf der alter Verrucano aus der Zeit des Perms (ca. 250-290 Millionen Jahre), über die viel jüngeren Gesteine des Flysch (ca. 35 Millionen Jahre) zu liegen kam. Sie steigt vom Vorderrheintal bis auf über 3000 Meter an und fällt dann stetig nordwärts, um am nördlichen Alpenrand nochmals aufzusteigen. Das überlagernde Gesteinsmaterial wurde dabei zirka 40 km nordwärts geschoben. Als "Schmiermittel" zwischen Flysch und Verrucano, ohne welches die Überschiebung nicht stattgefunden hätte, diente der sogenannte Lochsitenkalk oder -mylonit, ein Auswalzungsgestein mit Fliess- und Knetstruktur. Die Überschiebung fand in einer Tiefe von über 10 km statt, bei einer Temperatur von ca. 350°C und dauerte etwa 10 Millionen Jahre. Dies entspricht einer Überschiebungsgeschwindigkeit von rund 4 mm pro Jahr. An keinem andern Ort der Erde ist eine Überschiebung dieses Ausmasses in derart beispielloser Klarheit zu sehen wie im Glarnerland. Neben der Lochsite ist die Glarner Hauptüberschiebung besonders in den Tschingelhörnern beim Segnespass und an der Kärpfbrücke im Wildschutzgebiet Kärpf auch für Laien deutlich erkennbar.

Lochsite - eine geohistorische Stätte



Die Glarner Doppelfalte (oben) von Escher und Heim und die „Überschiebung" von Bertrand

Die Glarner Hauptüberschiebung ist nicht nur ein eindrückliches geologisches Phänomen, sondern war auch Gegenstand eines 30-jährigen Disputes, der letzten Endes zur Entdeckung des alpinen Deckenbaus führte. Ein geologisches Grundgesetz, das 1669 von Nikolaus Steno aufgestellt wurde besagt, dass in einer Abfolge von Sedimenten die älteren unter den jüngeren liegen. 1809 bemerkte aber Hans-Conrad Escher, dass in den Glarner Alpen der ältere Verrucano über dem jüngeren Alpenkalk liegt. Er erkannte damit noch nicht den Deckenbau der Glarneralpen, war aber sicher der erste, der realisierte, dass die Gesteinsabfolgen nicht „normal" waren. 1848 führte Hans-Conrads Sohn Arnold als erster Geologieprofessor am Polytechnikum Zürich seinen illustren britischen Kollegen Sir Roderick Impey Murchison über den Segnespass. Der Gast postulierte als wohl klarste Aussage in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Existenz einer einzigen enormen Überschiebung. Damit drückte er sich wohl im Sinne Arnold Eschers aus, der jedoch nicht wagte, diese Hypothese lauthals zu vertreten, da Überschiebungen und die Prozesse die dazu führen, damals gänzlich unbekannt waren. So schuf er die Theorie der Glarner Doppelfalte welche darin begründet war, dass nicht reguläre Abfolgen Teile überkippter Falten sind, die durch die Schrumpfung der abkühlenden Erdkruste entstanden. Auf Escher folgte Albert Heim, die damals dominierende Figur der Schweizer Geologie. Er war durch seine Beobachtungen von verfalteten Gesteinen so sehr beeindruckt, dass er Brüche und Überschiebungen als untergeordnete Erscheinungen betrachtete. Er verteidigte die Doppelfaltentheorie seines Lehrers vehement gegen alle Kritiker und nutzte sie als Erklärung für die geologischen Verhältnisse im Glarnerland. Diese völlig abstruse Theorie wurde 1891 zum etablierten Dogma und verhinderte wegen eines Streites mit August Rothpletz die Entdeckung des Deckenbaus der Alpen. Rothpletz erkannte 1894, dass die Situation an der Lochsite nur mit einer Überschiebung erklärt werden konnte. Der Franzose Marcel Bertrand demonstrierte bereits in seiner Publikation von 1884, in welcher er Heims Profile und Beschreibungen neu interpretierte, dass die Lösung des Problems nur in einer einzigen grossen Überschiebung sein konnte. Da er aber nie die Glarneralpen besucht hatte, nahmen die Streithähne Heim und Rothpletz keine Notiz von seinem Artikel. 1894 zeichnete Hans Schardt aufgrund eigener Arbeiten in den Voralpen der Westschweiz das erste, ganz auf der Deckentheorie beruhende Alpenprofil. Mit dieser Erkenntnis war die heute allgemein akzeptierte Theorie zur Entstehung der Alpen geboren – wegen wissenschaftlichen Streitereien nicht im Glarnerland. Albert Heim anerkannte erst 1902 die neue Theorie vollumfänglich.

Das Richisau

Im Richisau entstand bereits in den 1830er Jahren eine kleine Schotten- und Molkenkuranstalt. Sie bestand aus einer einfachen Sennhütte, die den vorwiegend einheimischen Gästen auch Platz für Übernachtungen bot. Der Wirt war zugleich Senn, eine Kombination, die auf der Hand lag. Solchen Kuren unterwarfen sich in den Anfängen hauptsächlich Männer, indem sie einige Wochen Aufenthalt machten und die Schlafstätte mit dem Senn im Heu teilten. Da solches Tun den Damen nicht geziemte, wurden später spezielle Berghäuschen für eine Anzahl Kurgäste geschaffen und somit fanden sich auch Frauen zu solchen Kuren ein.
Da die nächste Umgebung, die Ahornbäume, die Alp und die Sicht auf den Klöntalersee dem Kurort einen ganz besonderen Reiz verliehen, fanden sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend Gäste von ausserhalb des Kantons ein. Die Anreise erleichterte sich um ein Vielfaches, als 1840 und 1853 der Saumweg zu einem Fahrsträsschen ausgebaut wurde. Dadurch stieg auch die Gästezahl stetig, worauf man 1856 ein grösseres Gasthaus baute, das rund 50 Gästen Platz bot. 1874 wurde dann das eigentliche Kurhaus gebaut. In diese Zeitspanne fiel die Blütezeit des Kurhauses Richisau. Von Palermo und St. Petersburg kamen die Gäste ins idyllische Klöntal. An den Bahnhöfen in Netstal und Glarus standen jeweils Kutschen bereit, um die Kurgäste ins Richisau zu transportieren. Das Kurhaus Richisau war an der Wende zum 20. Jahrhundert gemäss den damaligen Komfortansprüchen gut eingerichtet. Neben neuen Badezimmern gab es im Hause Post und Telefon. Trotzdem machte sich nach der Jahrhundertwende ein steter Rückgang der Besucher bemerkbar. 1915, als der Besitzer abwesend war, zerstörte ein Brand das Haus und besiegelte damit dessen Schicksal. Die Brandursache blieb ungeklärt. Zeitgenossen munkelten, dass ein Angestellter im Auftrage des abwesenden Hausherrn das Feuer gelegt habe, da sich längst fällige Investitionen nicht mehr gelohnt hätten, das Kassieren der Brandversicherungssumme hingegen sehr wohl.
Im Gasthaus Richisau wurde der Betrieb weitergeführt, und zwar bis in die 1980er Jahre im alten, 1856 erbauten Haus. 1987 errichtete die Erbengemeinschaft unter der Leitung von Architekt Peter Kamm das neue Gasthaus Richisau, welches jeweils während der Sommermonate geöffnet ist.

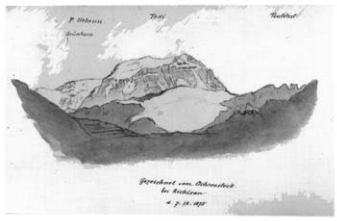
Gasthaus Richisau heute

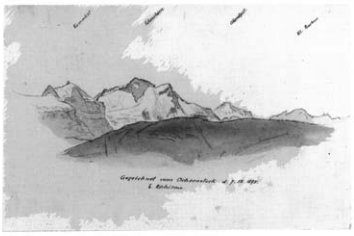
Kurhaus Richisau 1875
Treffpunkt der Künstler und Naturliebhaber

Das Wirtepaar Fridolin und Martha Stähli

Das alte *„Fremdenbuch Richisau“*, 1858 von den Künstlern aus München mit Erinnerungen an die früheren Aufenthalte bei den Stählis mitgebracht und mit Einträgen von 1857 bis 1894 ist ein eindrücklicher und lebhafter Beweis für ein gutes Einvernehmen zwischen Gästen und Gastgebern.
Darin schwärmten Gäste aus Philadelphia bis St.Petersburg über die Idylle im Klöntal und die Gastfreundschaft der Wirtsleute. Hatte ein Gast eine besondere Vorliebe, so bemühte sich der Hausherr, dem Wunsche nachzukommen. So liess er die Türe zum Salon jeweils abschliessen, damit der Komponist Hermann Goetz, ein oft und gern gesehener Gast, in Ruhe seine Kreationen durchspielen konnte.

Auch der Geologe Albert Heim, fand sich mit seiner Frau Marie Heim-Vögtlin, der ersten schweizerischen Medizinstudentin und praktizierenden Ärztin sowie Mitbegründerin der Pflegerinnenschule Zürich, nach anstrengenden Touren am liebsten für einige Ruhetage im Richisau ein, wohl nicht zuletzt wegen dem Wirtepaar.
Albert Heim (1849-1937) schrieb und zeichnete unermüdlich gewichtige und amüsante Einträge und bejubelte gemeinsam mit dem Musiker Hermann Goetz den Richisauer Wirt 1876 als *„Euse Mah wie Gold“*.





... und ins schweizerische Hochgebirge, wo die Frau Doktor den Gatten auch auf sehr strengen Touren begleitete. Sie war trotz ihrer Kurzsichtigkeit so bergtüchtig, dass er meinte, sie sei leistungsfähiger als er. Für einige Ruhetage fanden sie sich am liebsten in Richisau (ob dem Klöntalersee) ein."

Skizzen und Zeichnungen von Albert Heim

Künstler - 19. Jahrhundert

Wegen seiner lieblichen Umgebung, besonders während der Sommer- und Herbstmonate, liessen sich im Richisau auch des öfteren Künstler inspirieren. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Landschaftsmalerei in Europa und die schweizerische Alpenthematik im Besonderen zu einem neuen Höhenflug ansetzten, entdeckte der Wädenswiler und Wahlmünchner Johann Gottfried Steffan (1815-1905) das Klöntal und Richisau. Nach einer der frühesten Richisauer Zeichnungen von 1852, ehemals im Besitz des Glarner Pfarrers und Kunsthistorikers Ernst Buss, warb Steffan für den imposanten Ahornrain bei seinen Schülern, Freunden und Münchner Atelierkollegen. Im Sommer 1856 trafen sich mit Steffan erstmals der gebürtige Herisauer und spätere Schwiegersohn Traugott Schiess (1834-1869), der Zürcher Gustav Heinrich Ott (1828-1912) und der Münchner Friedrich Voltz (1817-1886) bei den Richisauer Wirtsleuten Fridli und Martha Stähli. Ab 1857 gesellten sich Rudolf Koller (1828-1905) und der aus München nach Genf zurückgekehrte Friedrich Zimmermann (1823-1884) zur „Künstlerkolonie“.
Sie schufen in freundschaftlichem Wettstreit an Ort und Stellle realistisch gemalte Naturstudien. Unterschiedliche Temperamente und unterschiedliche Ausdrucksweisen, vom heroisch-pathetischen Frührealismus Steffans bis zur zaghaft beginnenden Auflösung in Farb- und Tonwerte bei Schiess, bestimmten die persönliche Standort- und Sujetwahl. Nicht geringere Freude als die Bäume, die er häufig malte, boten Koller die Felsen und das wilde, von der Klön gegrabene Tobel der „Richisauer Schwammhöhe“, der mächtigen Seitenmoräne, die das eigentliche Klöntal von Richisauer Alpweiden abriegelt. 1881 sinnierte Gottfried Keller über *„die wahre ideale Reallandschaft oder die reale Ideallandschaft“* und begeisterte sich an Rudolf Kollers erster Fassung vom Alpaufzug mit den jugendlichen Richisauer Sennen.

Johann Gottfried Steffan. Rossmattertal. 1856. Oel auf Leinwand.

Traugott Schiess. Richisau. 1858. Oel auf Leinwand.

Johann Gottfried Steffan. Klöntalersee 1892. Oel auf Leinwand.

Rudolf Koller. Die Richisau. 1858. Oel auf Leinwand. Museum Oskar Reinhart am Stadtgarten, Winterthur

Kompositionen und Gedichte

Zur malenden Künstlerkolonie gesellten sich in der Folgezeit auch Komponisten und Schriftsteller.
Der Komponist Richard Wagner wanderte in den Jahren 1852 und 1854 durchs Klöntal. Der an Tuberkulose erkrankte Komponist Hermann Goetz reiste 1865 erstmals ins Richisau, genoss ab 1874 den Komfort des neuen Kurhotels und arbeitete während der Sommeraufenthalte von 1868 bis 1876 an seiner Oper *„Der Widerspenstigen Zähmung“*. Als der aus Königsberg stammende Goetz 1876, 36-jährig, an einem schweren Lungenleiden starb, liessen im darauffolgenden Sommer der Wirt und einige Kurgäste im Andenken an den Verstorbenen einen Gedenkstein im Richisau errichten, in den sein Freund Albert Heim eine Widmung meisselte.
Neben dem Schriftsteller Carl Spitteler, der in einer NZZ von 1890 die Spiegelungen des Klöntalersees in den höchsten Tönen lobte - *„.. erlaube ich mir, einen der allererlesensten Landschaftsgenüsse, die es auf Erden gibt, ins Gedächtnis zurückzurufen, ich meine die berühmten Spiegelungen des Klönthaler Sees*.“ - fand auch Conrad Ferdinand Meyer den Weg ins Klöntal. Im Spätsommer 1884 entschloss er sich zu einer Kur im Richisau. Einer Freundin liess er am 18. September 1884 folgende Worte zukommen: “*... Das Gasthäuschen hier hat eine ganz angenehme Gesellschaft versammelt, Vornehme und Geringe und mittlere Leute meinesgleichen, und konstant herrschte ein hübscher Ton anständiger Gleichheit.“*

Mit starker Handschrift schrieb Conrad Ferdinand Meyer das Gedicht *„Die Bank des Alten“* ins Fremdenbuch:

Ich bin einmal in einem Thal gegangen,
Das, fern der Welt, dem Himmel nahe war,
Durch das Gelände seiner Matten klangen
Die Sensen rings der zweiten Mahd im Jahr.

Ich schritt durch eines Dörfchens enge Gassen,
Vor einer armen Hütte sass allein
Ein alter Mann, von seiner Kraft verlassen,
Und schaute empor auf den Firneschein.

Zuweilen, in die Hand gelegt die Stirne,
Seh ich den Himmel jenes Thales blaun,
Den Alten seh ich wieder auf die Firne,
Die nahen selig klaren Firne schaun.

‚s ist nur ein Traum. Wohl ist der Greis geschieden.
Aus dieser Sonne Licht, vor Jahren schwer,
Er schlummert wohl in seines Grabes Frieden.
Und seine Bank steht vor der Hütte leer.

Noch pulst mein Leben feurig; wie den Andern.
Kommt mir ein Tag, da mich die Kraft verräth;
Dann will ich langsam in die Berge wandern.
Und suchen, wo die Bank des Alten steht.

Gedenkstein Herrmann Goetz

C.F. Meyer, 1884

Dieses Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer, das er im August 1884 ins Gästebuch des Kurhauses Richisau schrieb, lässt spüren, welch tiefe Wirkung das Klöntal auf die Reisenden des 19. Jahrhunderts ausübte und des öfteren Maler und Dichter zum Pinsel oder zur Feder greifen liess.

Künstler - 20. Jahrhundert

Zwischen den eigentlichen Künstlerkolonien des 19. und des 20. Jahrhunderts lebte der Wiener Bildhauer Fritz Wotruba von 1938-45 als jüdischer Emigrant in der Schweiz und hielt sich zeitweilig auch im Richisau auf. In dieser Zeit schuf er verschiedene Werke, Skulpturen und Skizzen.

Fritz Wotruba, Skulptur

Im Sommer 1981 wird im Richisau ein blautöniger Bahia-Granit (Sodalith-Syenit) aus Brasilien abgeladen. Mit der Ankunft dieses ungewöhnlichen Steines wird eine Kunst-Tradition wieder aufgenommen, die im frühen 19. Jahrhundert einsetzte und mit dem Untergang des Hotels beim Brand von 1915 ein vorläufiges Ende gefunden hatte. Die Arbeit des österreichischen Steinbildhauers Karl Prantl bildet den Auftakt zu einem weiteren Abschnitt des Kunstschaffens im Richisau und im Klöntal: Kunstschaffen vor Ort als Auseinandersetzung mit dem Ort, so wie es Rudolf Koller oder Johann Gottfried Steffan mehr als 100 Jahre früher getan hatten. Karl Prantl (*1923) plazierte seinen Granit-Rohling inmitten des traditionsreichen, historischen Bergahornhaines. Bis 1985 kehrte er im Sommer jeweils ins Klöntal zurück, um den Quader zu bearbeiten.

1991-94 Karl Prantl, Bahia Granit

Während seiner sommerlichen Arbeitsklausuren im Richisau erhält Prantl Besuch von Günther Uecker (*1930), der mehrmals auch mit seinen Schülerinnen und Schülern der Kunstakademie Düsseldorf ins Klöntal zurückkommt. Es entstehen 1984 unter anderem Aquarelle vom Richisauer Wasserfall, von Silbern und vom Klöntalersee.

Günther Uecker, Klöntalersee

Die Gaststuben des neuen Restaurants, nehmen Bilder und Plastiken derjenigen Künstler auf, die im Richisau gewirkt haben. In der Fridli-Stube kommunizieren so unterschiedliche Werke miteinander wie Rudolf Kollers Porträt des legendären Richisauer Wirtes Fridli Stähli, Günther Ueckers Grafik und Kachelofen sowie der der Klangstein von Elmar Daucher.

Das Gemälde „Spaziergang in den Bergen“ der Luzerner Malerin Irma Ineichen (*1929) ist 1991 wie im Fall von Karl Prantl aus der persönlichen Beziehung zur Besitzerfamilie des Richisau entstanden.

1991 Irma Ineichen
Spaziergang in den Bergen

1990 kommt der englische Land Art-Künstler Richard Long (*1945) erstmals in Klöntal. Auf seinem Fussweg vom Vierwaldstättersee nach Glarus verlässt er nach dem Pragelpass den Weg und realisiert auf Silbern die ersten von einem guten Dutzend Arbeiten im Klöntal. Es entstehen u.a. Steinkreise und -männchen in der näheren und weiteren Umgebung des Richisau.

1991 Richard Long, Steinskulpturen

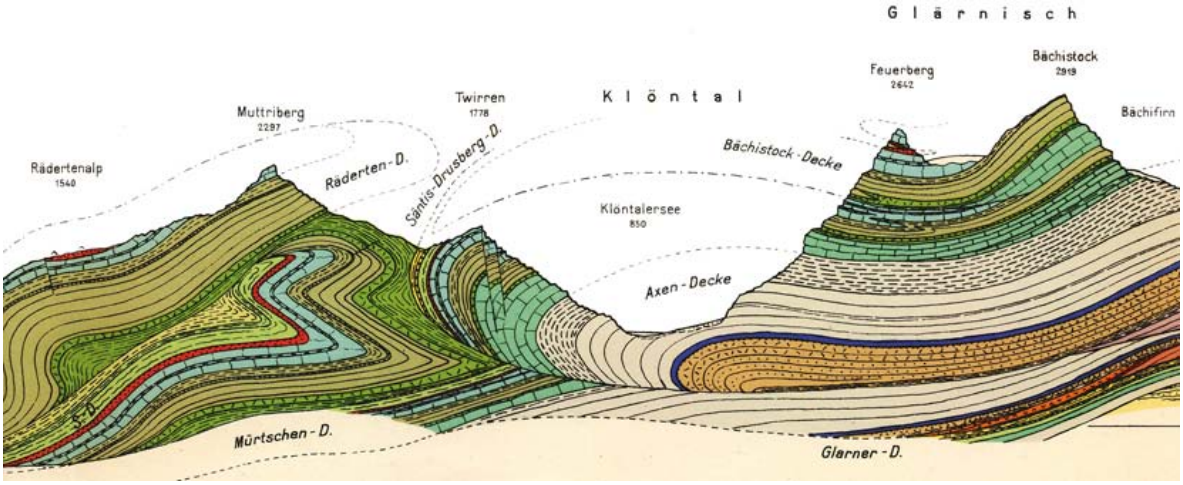
1991 Richard Long, Steinkreis

„Le manteau“, eine knapp zwei Meter hohe Stahlskulptur auf der Richisauer Schwammhöhe des Innerschweizer Plastikers Kurt Sigrist (*1943) entstand in den Jahren 1994-95 und ist die letzte Arbeit mit der sich der Kreis zu Karl Prantl wieder schliesst.

1994-95 Kurt Sigrist, Le manteau

Das Klöntal - ein geologisch falsches Tal

Von der Richisauer Schwammhöhe aus blickt man hinunter auf den See, ins Klöntal – ins falsche Tal: Die Natur hat vorgesehen, dass die meisten Täler dieser Welt dort entstehen, wo zwei tektonische Einheiten aufeinander treffen. Hier im Klöntal ist dies anders. Eine tektonische Einheit, die Axen-Decke, ist auseinander gebrochen und hat sich das Klöntal geschaffen. Eigentlich treffen zwischen dem Twiren und dem Längeneggpass die beiden tektonischen Einheiten Axen-Decke und Drusberg-Decke aufeinander. Also sollte das Klöntal dort sein, wo sich heute das Tälchen Chängel – Alp Unter Längenegg – Dejenalp befindet. Doch es ist nicht den Regeln der Natur gefolgt und so gehört nun eben auch die linke Talseite mit dem Sulzberg, dem Mättlistock und dem Dejenstock geologisch gesehen zur Axen-Decke des Glärnisch. Die Längeneggmulde, an der sich zwei gebirgsarchitektonische Einheiten trennen, wäre für das Klöntal vorgesehen gewesen. So hält sich eben auch die Geologie nicht immer an ihre Gesetze.



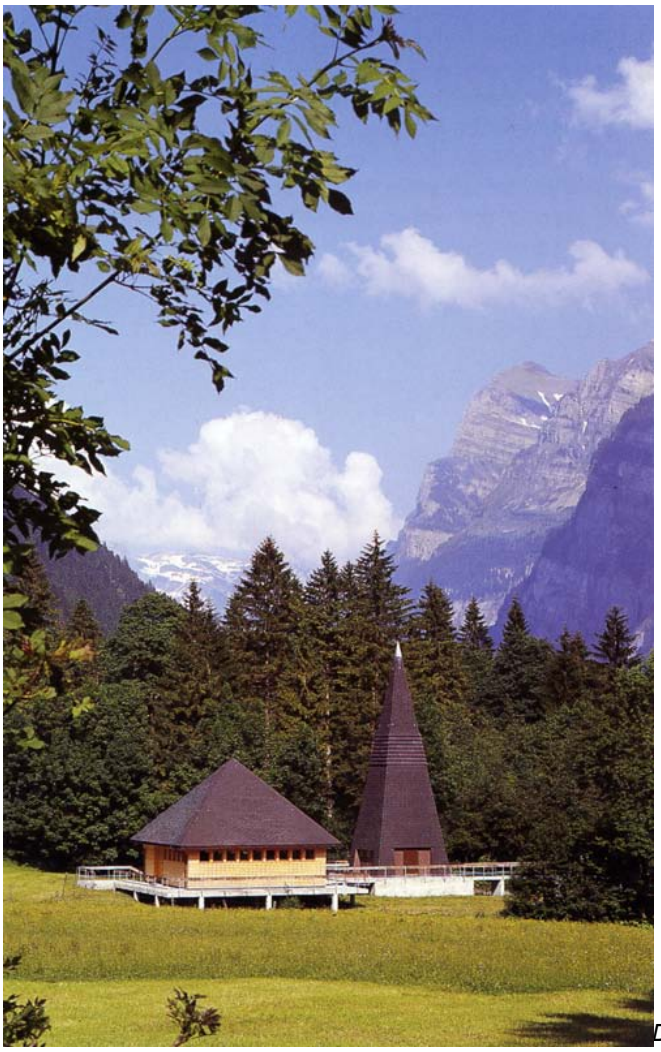
Geologisches Querprofil durchs Klöntal. Die Darstellung zeigt, dass die Grenze zwischen den tektonischen Einheiten Axendecke und Drusbergdecke nicht im Klöntal liegt, sondern nördlich bei Längenegg. Dort müsste geologisch gesehen das Klöntal liegen.

Das richtige Tal

Das falsche Tal

Die Arche der Besinnung

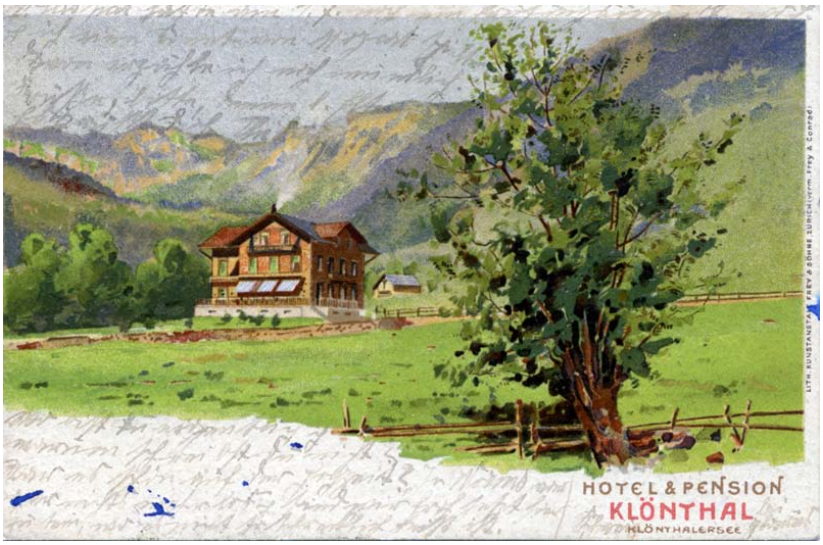
Nicht prominent, sondern versteckt im Auenwald steht das Klöntaler Kirchlein. So bescheiden sich der Bau ausnimmt, so aussergewöhnlich ist seine Entstehungsgeschichte: Angeregt von einem Bauern, der hier das sonntägliche Kirchengeläute vermisste, entschloss sich 1961 ein grosser Verehrer des Klöntals, mit einer grosszügigen Spende der protestantischen Kirchgemeinde Glarus-Riedern den Bau einer Kirche zu ermöglichen. Das Architekturbüro Daniel & Werner Aebli und F. Bossi, Glarus, erhielt den Auftrag, ein kleines, rund 80 Personen fassendes Kirchlein zu errichten, das im August 1966 eingeweiht wurde. Der Stifter dachte bei der Form der Kirche an einen schlichten Holzbau, vergleichbar mit skandinavischen Bauten. Die Aufgabe des Architekten bestand darin, einen Kirchenraum zu gestalten, dessen Atmosphäre den Menschen bewegt und ihn auf den christlichen Ort der Versammlung und Besinnung einstimmt. Die Anlage und das Raumkonzept von Kirche und Turm sind einfach: die zwei getrennten Baukörper sind je von quadratischer Grundfläche, über der sich ein Zeltdach spannt, wobei das Dach des Turmes tannenförmig bis zum Fundament hinuntergezogen ist. Durch die Materialien Holz und Eternit sowie die Tannen- und Zeltform von Turm und Kirche wurde ein Zusammenspiel mit dem umgebenden Wald angestrebt. 1968 wurden die farbigen Fenster des Kunstmalers Christian Oehler (1909-1986) eingebracht.



Das Kirchlein im Klöntal

Gasthaus & Pension Klöntal

Während der Blütezeit der Molkenkuren liess die Gemeinde Netstal 1870 im hinteren Klöntal ein Kurhaus für Bade- und Molkenkuren erstellen, das als Zweigbetrieb des renommierten Hotels 'Glarnerhof' in Glarus geführt wurde. Nach dem Brand Ende 1883 wurde das Haus als Hotel & Pension Klöntal wieder aufgebaut. Im Auftrag der Ida-Stiftung leitete Architekt Hans Leuzinger den Hotelumbau zum Niederurner Ferienheim, das 1925 eröffnet wurde.



Hotel und Pension Klöntal 1908

Kursschiffe

Mit dem Aufkommen des Fremdenverkehrs wurde auch der Klöntalersee touristisch genutzt. Es fuhren Kursschiffe, welche die noblen Gäste aus aller Welt vom Rhodannenberg ins Vorauen führten, wo bereits Pferdekutschen warteten, um sie weiter an ihr Ziel zu bringen.
Am 30. Juni 1889 wasserte hier ein erstes Dampfschiff für 12 Personen. Es gehörte M. Brunner-Legler, Hotelier im Glarnerhof und im Hotel & Pension Klöntal. 50 Rappen kostete eine einfache Fahrt vom Rhodannenberg zum Vorauen oder umgekehrt. 1892 gab Alfred Strehler aus Wollishofen bekannt, dass er mit einem 18-plätzigen Naphta-Dampfer jeden Sonntag, während des eidgenössischen Schützenfestes in Glarus täglich den See befahren werde. Mit dem Kraftwerkbau erlitt die Schiffahrt einen Unterbruch. Am 28. Juni 1912 verkehrte aber wieder das 20-plätzige Motorboot Magda auf dem Stausee. 1914 kursierte zudem ein Schiff von Anton Cavelti-Kohler aus Riedern. Die einfache Fahrt kostete Fr. 1.-, eine Retourfahrt Fr. 1.50. Im Jahre 1917 wurde das Salonschiff Tell, das vorher auf dem Vierwaldstättersee gekreuzt hatte, in Verkehr gesetzt. Weitere Kapitäne versuchten ihr Glück und mit Peter Pecka aus Glarus wurde die Kursschiffahrt auf dem Klöntalersee gegen Ende der fünfziger Jahre beendet.

Die Dampfschiffahrt auf dem Klönthalersee
hat letzter Tage begonnen und empfehle ich den Naphta-Dampfer dem Tit. Klönthal besuchenden Publikum zu gefl. Benutzung bestens. Preis per Fahrt 50 Cts. per Person. Achtungsvollst
M. Brunner-Legler.

„Blaue Brünnen“ - Auenwald

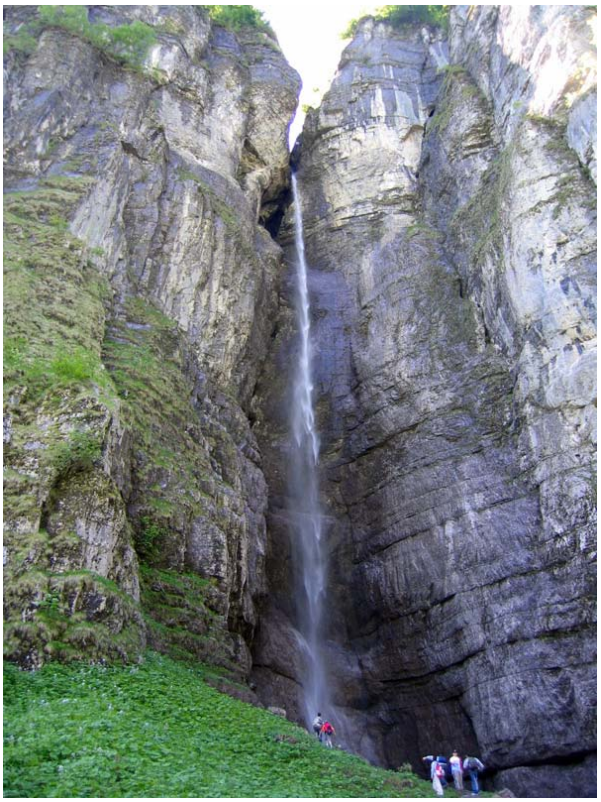
Kurz vor dem Seeende, wo der Chlön in den See fliesst, nähert sich der Weg wieder den nahezu senkrechten, feuchten Felsen. Ein Rauschen wird immer lauter. Ungebändigt strömt ein Wildbach aus dem Berg: Die Blaben Brünnen, die Quellen, die den See nie ganz vereisen lassen. Im Frühling, wenn das Schmelzwasser durch den Berg sickert, quellen sie über Hunderte von Metern aus den steilen Flanken der Chlön entgegen. Das Wasser überflutet dann den weichen Talboden. Kaum ein Mensch begeht zu der Jahreszeit diesen Ort, ein Festlaichen für die Amphibien. Dann beginnt der Auwald zu blühen, ein durch wechselndes Hoch- und Niedrigwasser geprägtes Naturschutzgebiet, das auch dem Vorauen am hinteren Seeufer seinen Namen gab.

Quellaustritte bei den "Blauen Brünnen"

Überflutetes Auengebiet

Wasserfall Dunggellaui

Möchten Sie einmal spüren, was es heisst, wenn es einem den 'Schnauf' verschlägt? Dann gönnen Sie sich eine Dusche unter dem Dunggellaui-Wasserfall. Die fallenden Wassermassen schlagen einem buchstäblich die Luft weg. Ein eindrückliches Erlebnis in einer einzigartigen felsigen Duschkabine mit prächtiger Seesicht.
PS: Nur bei sehr warmem Wetter zu empfehlen!

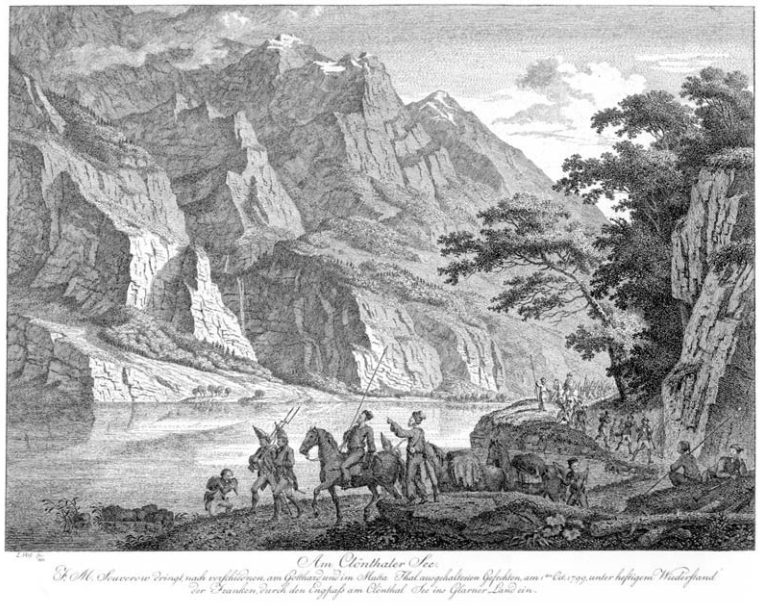


Wasserfall Dunggellaui

Suworow

Brave, nationalheroisch erzogene Schüler lernten damals, dass der russische General Suworow bei seinem mutigen Feldzug gegen die Franzosen hier seinen Schatz versenken liess: „Schritt um Schritt kämpften sich die Russen beim Durchzug von General Suworows Heer im Jahr 1799 am Klöntalersee vorbei. Allein beim Bärentritt ertranken über 200 Franzosen. Die wehrten sich jedoch „das es tätscht und tämered hät mit Gwehr und Kanune, as me het chänne meine, ds Chlüntel sig de bar Hell."
Doch Suworow erkannte, dass er zwischen diesen Bergen stecken bleiben könnte und hatte Angst um seine Kriegskasse. Das Beste wäre, wir werfen sie in den See. Der soll sie hüten, bis wir wieder einmal vorbei kommen. Doch weder Suworow noch seine Soldaten sahen das Klöntal jemals wieder. So liege der Schatz noch heute an der gleichen Stelle, munkelt man.

„Aber auch hoch oben, auf der Deyenalp, sah man die Soldaten aufeinander losgehen, sich am Kragen packen und gegenseitig über die Felsen hinunterstossen." (Heimatbuch)



Der Durchzug Suworows 1799

Nach Siegen der französischen Truppen gegen die Herren des alten Bern und die Innerschweizer war 1798 das ganze Gebiet der Schweiz besetzt (oder befreit - eine Frage des politischen Standpunktes). Die Helvetische Republik wurde ausgerufen, die für Bürgerinnen und Bürger die politische Gleichheit, die Religions- und Pressefreiheit brachte. Im zweiten Koalitionskrieg (1799-1802) versuchten Oesterreich, Russland und Grossbritannien mit weiteren Verbündeten, das revolutionäre Frankreich wieder in die Schranken zu weisen und Gebiete (Oberitalien, Schweiz, Belgien, linksrheinisches Ufer), die in den vergangenen Jahren unter französischen Einfluss gelangt waren, zurückzuerobern.
Die republikanischen Errungenschaften im Herzen Europas waren den Monarchen ein Dorn im Auge. Bald schon konnten die Verbündeten erste Erfolge feiern. Im ersten Zürcher Krieg wurden die Franzosen von den Oesterreichern aus Zürich verdrängt, und der russische General Suworow konnte in Oberitalien Erfolge verbuchen. In der zweiten Jahreshälfte des Jahres 1799 begannen sich nun die Kämpfe der fremden Armeen ganz auf die Schweiz zu konzentrieren. Der Plan der Verbündeten sah vor, dass Suworow von Italien her in die Schweiz eindringen, die Franzosen vom Gotthard und aus dem Urnerland vertreiben und sich danach im Raum Schwyz mit den Truppen des Generals Hotze, eines Schweizers in österreichischen Diensten, sowie weiteren Verbündeten vereinen sollte, um mit geballter Kraft die französische Armee unter General Masséna zu schlagen.
Am 15. September erreichte Suworow mit rund 21‘000 Mann (Zahl unsicher) Taverne südlich des Monte Ceneri im Tessin. Von hier brach er mit 650 Maultieren, rund 1‘500 Kosakenpferden und 25 leichten Gebirgsgeschützen Richtung Gotthard auf, wo er am 24. September erstmals auf die Franzo-

sen traf. Suworow blieb gegen die überraschten Franzosen erfolgreich, verlor jedoch bereits hier 1‘200 Mann. Plangemäss schritt seine Armee weiter voran, immer wieder in Kämpfe mit den zurückweichenden Franzosen verwickelt. Hart umkämpft war die Schöllenen zwischen Andermatt und Göschenen, wo heute noch ein Denkmal an den Alpenfeldzug Suworows erinnert.
Am 26. September erreichte die russische Armee Altdorf. Die schnellste Verbindung nach Schwyz wäre von hier der Seeweg gewesen. Sämtliche Schiffe waren jedoch von der französischen Armee fortgebracht worden, die mit ihrer Flottille das Seebecken beherrschte. Die Axenstrasse gab es noch nicht. So entschied sich Suworow, Schwyz und seine Verbündeten über den Kinzigpass und das Muotatal zu erreichen. Die nach den dreitägigen Kämpfen stark erschöpfte Armee brach bereits am nächsten Morgen auf und stieg hungrig und vom Regen durchnässt über den Kinzigpass nach Muotathal. Hier erfuhr Suworow vom Käsehändler Sebastian Schelbert, der soeben von einer Geschäftsreise im süddeutschen Raum via Zürich heimgekehrt war, von der Niederlage seiner Verbündeten in Zürich und an der Linth, wo General Hotze gefallen war. Suworow war in einer ausweglosen Situation. Seine Armee von weniger als 20‘000 Mann, gefangen in einem Tal, stand derjenigen von Masséna mit mehr als 60‘000 Mann gegenüber. Der vorbereitete Plan war nicht mehr durchführbar. So entschloss sich der russische General, über den Pragelpass und den Kerenzerberg zu seinen Verbündeten in Oesterreich vorzustossen. Die Verwundeten wurden in Muotathal zurückgelassen. Den rund 1‘000 gefangenen französischen Soldaten wurden die Schuhe und Strümpfe weggenommen, um sie danach durch Regen und Schnee über den Pragel mitzuführen. Doch im Klöntal warteten bereits die Franzosen. Wiederum folgten heftige Kämpfe mit grossen Verlusten. Bis ins glarnerische Netstal konnten sich die Russen noch vorkämpfen, doch die französische Barriere bei Näfels konnten sie nicht durchbrechen. Die Linthbrücke und der Weg über den Kerenzerberg waren versperrt. Die russische Armee lag am Boden, ausgehungert und ohne Munition. Nun blieb nur noch der Rückzug über den Panixerpass. Die Russen flohen, von den Franzosen verfolgt und in Gefechte verwickelt, nach Elm und von dort in den frühen Morgenstunden des 6. Oktober über den bereits zugeschneiten Panixerpass nach Chur, wo sie endlich wieder genügend Lebensmittel fanden. 6‘000 russische Soldaten kamen in diesem Monat um. Viele der Überlebenden kamen krank oder verletzt in Chur an. Das Glarnerland war nach dem Durchzug der fremden Armeen ausgeplündert und ohne Nahrungsreserven. Die ausgehungerten Russen stahlen das Obst von den Bäumen, gruben in den Äckern nach Kartoffeln und entwendeten Schweine, Kühe und Geflügel. Der Pfarrer Marcus Freuler berichtet von der Zeit danach: *„Sehr viele Menschen wurden genöthiget, auf Erlaubnis der Regierung ihre Wohnungen zu verlassen und mit ihrem ausgehungerten, dem Tod ähnlichen Körper in andere Gegenden Helvetiens zu wandern.“* Verschont gebliebene Kantone nahmen Glarner Kinder zur Erholung auf. 1‘200 Kinder verliessen in den ersten fünf Monaten des Jahres 1800 ihr Elternhaus und wurden nach Basel, Bern, Solothurn und in die Westschweiz gebracht. In einer Stadt angekommen, wurden die halbnackten Kinder auf den Marktplatz geführt. Sich erbarmende Einwohner wählten sich ein Ferienkind aus, die anderen wurden weitergeführt, bis alle versorgt waren.

Fossilien

Eine Fundstelle für Ammoniten, Seeigel und andere jurassische Fossilien findet sich direkt beim Bärentritt. In der steilen Geröllhalde vor der Galerie kann man sie leicht finden und erkennen.
Die Fossilien werden dem helvetischen Dogger (Mittlerer Jura) und Malm (Schiltschichten, Oberjura) zugeordnet und sind somit um die 160 Millionen Jahre alt. Viele eisenhaltigen Sandsteine (Eisenoolithe (Blegioolith)) sind stellenweise reich an Belemniten und Ammoniten. Die klimatischen Bedingungen dieser Zeit waren ähnlich wie heute in der Karibik.

Fossiliensucher am Bärentritt

Ammonit aus der Oberen Jurazeit

Der Eisenerzabbau

Im Tiefenwinkel, ein Name der noch aus den Zeiten des ungestauten Sees herrührt, als das Ufer das Wasser in einem sehr spitzen Winkel umgab, in einem tiefen Winkel eben, sind durch das Laub der Bäume oben in den Felsen ein paar dunkle, nur schwer erkennbare Nischen wahrnehmbar. Es sind die Eisenlöcher, die an die erwartungsvollen Zeiten am Ende des 16. Jahrhunderts erinnern, als man das begehrte Eisen als Rohmaterial für Hellebarden, Spiesse, Schwerter und anderes Schlachtmaterial auf eignem Grund gewinnen wollte. Das Land Glarus hatte sich den Anspruch auf das Eisen genommen, die Grundbesitzer enteignet, eine Bergwerksgesellschaft gegründet, spekuliert und alles verloren, denn vom Eisen gab es weder sonderlich viel noch war seine Qualität gut. Es gab Händel und Streitereien, Eisen wurde gestohlen und Löhne nicht entrichtet. Man wollte schlau sein und hatte das Bergwerk für eine überrissene Summe verkauft. Doch der Käufer, der Mörsberger, ein adliger Lebemann, war noch schlauer – er hat die Summe nie bezahlt. Heute erinnern nur noch ein Haufen gebrochenes Roteisenerz, das weit unter der Wasseroberfläche am Ufer des ehemaligen Tiefenwinkel liegt, Eisenschlacken, Kohlplätze und Namen wie Isebergli und Kohlgrüebli an die einstige Bergwerkstätigkeit.

Eisenloch über dem Tiefenwinkel

Gessner-Denkmal

Das Gessner-Denkmal, eine Steingruppe nur wenige Meter oberhalb des Weges, die die Natur für Salomon Gessner, einen Zürcher Idyllendichter und Maler errichtet haben soll. Sie wurde ihm von zwei Verehrern gewidmet, die sich 1788 zur Einweihung des Gedenksteins mit Tränen in den Augen um den Hals fielen und küssten. Ob der Gedenkstein eher als Lob zu Ehren Gessners oder der Verewigung ihrer selbst diente, bleibt dahingestellt. 'Duo rudes, rudi saxo, rude monumentum posuere' – nicht unpassend, dass zwei Ungeschliffene aus rohem Stein ein grobes Denkmal errichtet haben, fand der berühmte Glarner Naturforscher Oswald Heer. Ein Reisender aus Potsdam meinte lediglich, was dem Gessner-Denkmal an Bedeutung fehlt, ersetzt das Klöntal selbst tausendfach. Auf jeden Fall erhielt das Klöntal mit der Publikation der Geschichte des Gessner-Denkmals im Jahre 1789 mit einem Schlag unerwartete Popularität und mit der ersten Darstellung des Denkmals wurde ein nationales Bildthema geschaffen, das für über ein Jahrhundert die Sicht vom 'Bergtal mit See' vorprägte. Ein eigentlicher Kunsttourismus setzte nun im Klöntal ein.

Johann Heinrich Bleuler. Klöntalersee mit Gessnerdenkmal, Ansicht von Nordosten. Als Einzelblatt erschienen im Oktober 1788. Mit Deckfarben kolorierte Umrissradierung nach eigener Zeichnung. Graphische Sammlung, Zentralbibliothek Zürich.

„Salomon Gesnern wolte die Natur ein Denkmal stiften und sie lies hier seinen Namen verewigen durch „ 1788 Z u B“.

Johann Heinrich Bleuler. Gessner-Denkmal am Klöntalersee. Als Einzelblatt erschienen im Februar 1790. Radierung in Braundruck nach Zeichnung von Ludwig Hess 1788. Graphische Sammlung, Zentralbibliothek Zürich

.

„Gletschern“

Im Winter verwandelt die sonnenlose Zeit das Tal jeweils in eine weisse Tiefkühlsenke. Auf der Wasseroberfläche bildet sich Eislage um Eislage. Der See senkt sich ab. Von Zeit zu Zeit bricht das Eis mit einem peitschenden, schrillen Knall nach und legt sich wieder auf das stille, dunkle Wasser. Das Eis ist von so ausgezeichneter Qualität, dass sich zwischen Mitte des 19. Und Mitte des 20. Jahrhunderts, zwischen Schnäggebüchel und Herberig eine eigene Industrie entwickelte, das „Gletschern“. Fundamentmauern von Eishütten neben der alten Strasse unterhalb der Herberig, die man nur bei tiefem Seestand sehen kann, erinnern an dieses Treiben.

„Zugleich findet ein schwunghafter Eisexport statt, der in günstigen Wintern hunderte von Pferden und Fuhrleuten beschäftigt. 200-300 Schlitten fahren zweimal des Tages von den Stationen Netstal und Glarus her leer hintereinander hinauf zum See und nachher mit Eisblöcken beladen wieder hinunter, die in hunderten von Eisenbahnwagenladungen nach allen Ländern wandern.“
Ernst Buss, 1897

Johann August d‘Aujourd‘hui. Eisbrechen auf dem Klöntalersee. Holzstich nach eigener Zeichnung in der Leipziger Illustrirten Zeitung, 14.4 1877. Privatbesitz.

Eisarbeiter auf dem Klöntalersee. Foto Hans Schönwetter, um 1950. Museum des Landes Glarus

1862 war Gabriel Leuzinger der Erste, der mit einer Säge Eisblöcke aus dem Klöntalersee sägte, sie nach Netstal brachte und dort gut isoliert bis in den Sommer aufbewahrte. Er wurde ausgelacht. 10 Jahre später war das „Gletschern“ im Klöntal ein bedeutender Wirtschaftsfaktor geworden. In guten Zeiten waren mehrere hundert Arbeiter damit beschäftigt, mit Pickeln und Sägen, mit Seilen und Haken das Eis zu schneiden und es auf Pferdefuhrwerke zu laden. Über 300 Fuhrwerke waren für den Transport nach Glarus oder Netstal besorgt, wo das Eis auf die Bahn verladen wurde. Noch mitten im Sommer wurde Eis versandt, welches man oben am See in Gletscherhütten eingelagert hatte. Bierbrauereien, Spitäler, Hotels, Restaurants, Konditoreien, und selbst Ozeandampfer waren Abnehmer. Bis nach Köln, Paris und Marseille wurde das gefrorene Wasser exportiert.
1873 schrieb die „Neue Glarner Zeitung“: *„Der Klöntalersee ist ein eigentliches Kalifornien geworden. Jedermann will reich werden. Hr. C.A. Bauer (Eisexporteur) bezahlt wöchentlich allein in Netstal an Arbeits- und Fuhrlöhnen bis Fr. 6‘000.-“*. 1877 wurde berichtet: *„Dank dem anhaltenden milden Winter hat der Eisexport stark zugenommen ... allein in Glarus sind mindestens 2000 Wagenladungen zu 200 Zentner Eis in alle Welt versandt worden, was eine Gesamteinnahme von über Fr. 300‘000.- ergab.“* Die Erfindung der Eismaschine bedeutete den Niedergang des Gletscherns. Im Januar 1953 brachte man die letzten Fuhren in den Eiskeller der Brauerei Wädenswil in Glarus.

Die Entdeckung des Hochgebirges

Schauplatz und Datum stehen fest: im Klöntal, um den 10. Juni 1655, schuf der Zürcher Maler und Kupferstecher Conrad Meyer (1618-1689) die ersten modernen Hochgebirgsdarstellungen und überhaupt die ersten Hochgebirgspanoramen. Meyer führte in Begleitung des jungen Hans Rudolf Werdmüller den Holländer Jan Hackaert (1628-vor 1700) ins Glarnerland, um hier seinem Kollegen Zeichnungserfahrungen in den Zürich nächstgelegenen Alpen zu ermöglichen. Hackaert, von Amsterdamer Kaufherren mit einer Bilddokumentation des Handelswegs Zürich-Splügen beauftragt, lernte die Formensprache der Bergwelt und reduzierte in seinen Zeichnungen die niederländische Raumauffassung vom weiten und hohen Himmel zugunsten der Gebirgslandschaft. Meyer hingegen steigerte die panoramaartige Weiträumigkeit und topographische Genauigkeit seiner virtuos gemalten Darstellungen.

Conrad Meyer. Der Klöntalersee, Südufer mit Glärnischmassiv. Juni 1655. Pinselzeichnung, Graphische Sammlung ETH Zürich.

Conrad Meyer. Der Klöntalersee, Nordufer. Juni 1655. Pinselzeichnung, Kunsthaus Zürich.

Gustav Solar (1974) hat in seinen „Feststellungen um einen Fund“ nachgewiesen, dass es sich bei Meyers Glarner Zeichnungen thematisch um „die ersten Porträts des Hochgebirges - nicht mehr nur aus der Ferne, sondern von Standorten inmitten des Hochgebirges selbst „und um die ersten genauen und zugleich künstlerisch anspruchsvollen Alpenpanoramen“ handelt. Dazu zählen die mit der graublauen Pinseltechnik gefertigten Zeichnungen vom Süd- und Nordufer des Klöntalersees. Entsprechend der von Hackaert übernommenen Sicht und dessen pragmatischem Arbeitsvorgang, nämlich je nach Sujet das vorhandene Zeichnungspapier mit zusätzlich angeklebten Papieren zu vergrössern, hat Conrad Meyer zwecks massstäblicher Wiedergabe das Klöntalersee-Blatt mit Glärnisch um 62 mm im Hochformat angestückt. Conrad Meyers aussergewöhnliche Leistung am Anfang des Barocks, gleichsam 120 Jahre zu früh, wurde von staunenden Kunsthistorikern in den 1970er Jahren wieder entdeckt.

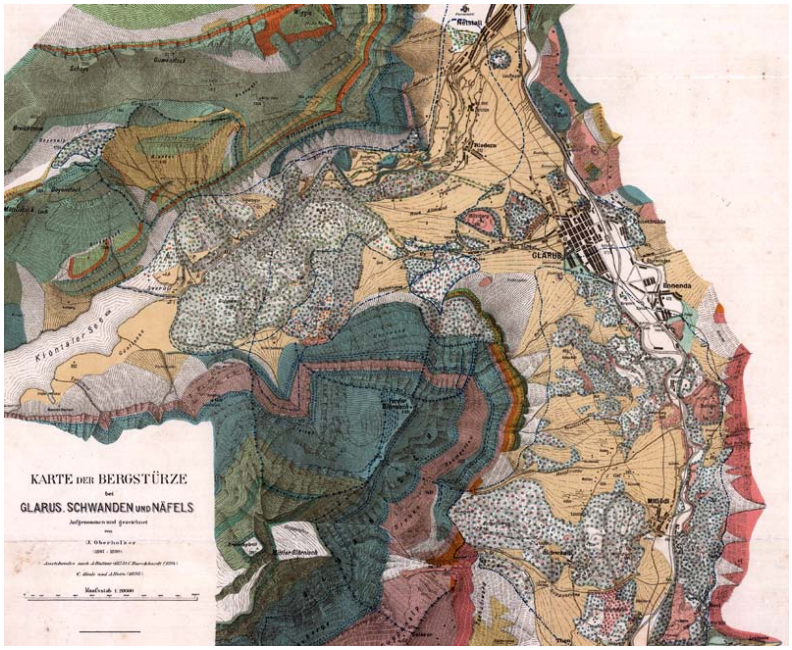
Englische Malerei

Im Jahre 1776 reisten die ersten namentlich bekannten Engländer ins Klöntal. Richard Payne Knight liess sich auf seiner auf seiner „Grand Tour“ durch die Schweiz und Richtung Italien vom Landschaftsmaler John Robert Cozens (1752-1797) begleiten. Gelbrötlich schien der Horizont gegen Sonnenuntergang, als Cozens im Herbst 1776 den Klöntalersee aus verschiedenen Perspektiven malte. Mit seiner meisterhaften, von realistischer Genauigkeit losgelösten Aquarelltechnik erfasste er Luft, Licht und Schatten, jene Elemente, die einer Landschaft ihre eigentümliche Atmosphäre verleihen und beeinflusste damit namhafte Künstler der Romantik wie William Turner und andere.

Bergstürze

Schaut man hinauf Richtung Glärnisch sieht man die Lücke, die zwischen dem Vorderglärnisch und dem Vrenelisgärtli klafft. Nach dem Rückzug des Klön-Gletschers, vor etwa 10‘000 Jahren stürzten von Guppen her gewaltige Gesteinsmassen in Richtung Linthtal. Die Trümmermassen dieses Bergsturzes formen heute die Landschaft zwischen Glarus und Schwanden. Ein Teil der Felsen stürzten jedoch die Nordseite des Glärnisch hinunter und führten zur Bildung der Hügellandschaft um den Sackboden.

Auf der nördlichen Talseite gegenüber der Schwammhöhe liegen die steilen Wiesen von Planggen, auf denen heute noch „wildgheuet“ wird. Über diesen Wiesen erkennt man die kahle Wand, aus der nach dem Rückzug des Klön-Gletschers gewaltige Gesteinsmassen in die Tiefe stürzten und das Klöntal vom Glarner Haupttal abtrennten und gleichzeitig zur Stauung des Sees führten.



Die Bergstürze im Klöntal nach Oberholzer

Abbruchstelle Planggen

Eisenverhüttung im 16. Jahrhundert

Uralte Mauerreste zeugen noch aus der Zeit des Eisenabbaus im 16. Jahrhundert, als der alte See leicht angestaut wurde, um mit den mit Eisenerz beladenen Flössen zu den Verhüttungsstellen am obersten Löntschlauf zu gelangen.

Alte Mauer die wahrscheinlich zur Anschwellung des Sees gebaut wurde

Während der Zeit der Eisenverhüttung im 16. Jahrhundert standen im Klöntal an verschiedenen Stellen Holzkohlemeiler, die zur Herstellung von Holzkohle dienten. Die Holzkohle wiederum wurde zum Schmelzen des Eisenerzes in einfachen Hochöfen gebraucht. Heute weisen an einigen Orten schwarze Maushügel, die Holzkohle enthalten, auf die Standorte ehemaliger Holzkohlemeiler.

Die Mäuse fördern sie - Holzkohle, die zum Schmelzen des Eisenerzes hergestellt wurde

An der Klöntalstrasse unterhalb der Staumauer kann man in der Böschung immer noch Eisenschlacken aus der Zeit der Eisenverhüttung im 16. Jahrhundert finden. Der Bau der neuen Strasse führte mitten durch die ehemalige Verhüttungsanlage und die Schlacken wurden mit dem Strassenbau wieder in die Böschung eingebracht.

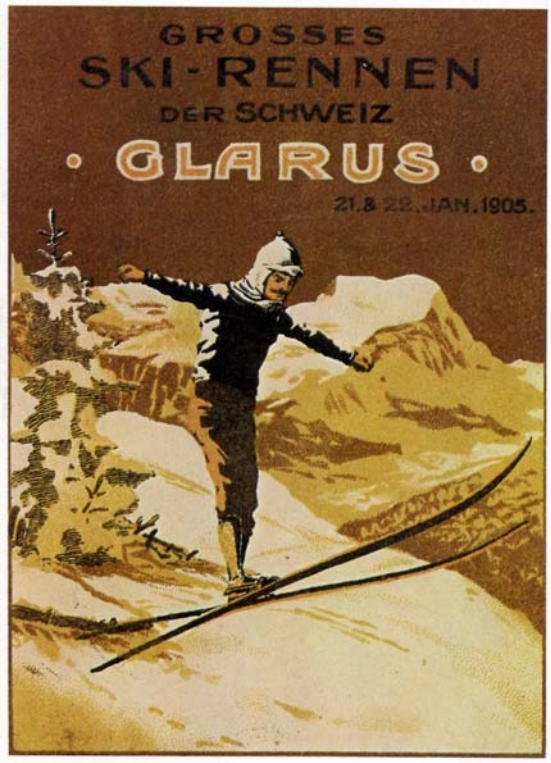
Löntschtobel, historische Steinbogenbrücke

Mitten im bewaldeten Riegel unterhalb des Klöntals führt eine alte Steinbogenbrücke über das Löntschtobel. Es ist ein Damm aus Schuttmassen prähistorischer Bergstürze, der das Klöntal vom Linthtal trennt. Von hier aus sind durch das Laub die senkrechten „Flanken“ des Wiggis und die mächtigen Wände des Glärnisch zu erkennen. Unter der Brücke erstreckt sich die schattige Tiefe der Schlucht, in der sich weit unten der donnernde Löntsch schäumend durch die jahrmillionenalten Kalkgesteine nagt.

Löntschtobelbrücke

Wiege des Schweizerischen Skisports

Am 28./29. Februar 1893 wurde als erster Skiclub der Schweiz der Skiclub Glarus gegründet. 1902 fand auf dem Sack das erste Skirennen der Schweiz statt. Verschiedene auswärtige Blätter hatten ihre Spezial-Korrespondenten zu diesem Anlass gesandt, der von 400 Personen, darunter auch offiziellen Vertretern des Gemeinderates Glarus, verfolgt wurde. In den nächsten Jahren folgten Rennen über den Pragel und die Schwammhöhe nach Glarus. 1905 fanden hier die Verbandsmeisterschaften des neu gegründeten Schweizerischen Skiverbandes statt, wobei der Sprunglauf vor einer Kulisse von rund 10'000 Zuschauern am meisten Beachtung fand.



Offizielles Plakat fürs Skirennen von 1905

Sprunglauf vor dem Glärnisch

Der erste schweizerische Fabrikstreik

Im 19. Jahrhundert hatten die miserablen Arbeitsbedingungen in den Textilfabriken im Kanton Glarus einen verheerenden Einfluss auf das soziale Leben und die Gesundheit der arbeitenden Bevölkerung. Die grosse Not bereitete den Nährboden für Reformen.
1816 wurde von den Arbeiterinnen und Arbeitern der Stoffdruckerei Egidius Trümpy in der Bleiche Glarus die erste Fabrik-Krankenkasse gegründet. In der gleichen Firma traten die Arbeiter 1837 zwei Wochen in den Ausstand, um die Einführung einer Fabrikglocke, die Anfang und Ende der Arbeitszeit signalisierte, zu verhindern.

Hänggitürme aus der Blütezeit des Textildruckes. Rechts die Fabrik, in der der erste Fabrikstreik stattfand.

Glarner Textilindustrie

1714 Andreas Heidegger, Diakon in Glarus, brachte die Baumwollhandspinnerei ins Glarnerland.

1720 die Handspinnerei hat sich im ganzen Kanton ausgebreitet und wird zur wichtigsten Erwerbsquelle der Bevölkerung.

1740 eröffnet Johann Heinrich Streiff die erste Indiennes- oder Zeugdruckerei im Glarnerland. Indiennes, farbig bedruckte Baumwollstoffe, wurden seit dem 16. Jahrhundert von Indien nach Europa importiert. 1678 begann man in Europa mit dem Bedrucken von Baumwolltüchern. Vom Zeugdruck, das zeitaufwendige Bedrucken von Stoffen mit Holzmodeln, hatte Streiff nicht viel Ahnung, doch engagierte er einen fachkundigen Koloristen (Farbenchemiker) hugenottischer Abstammung. Obwohl die indigoblauen Tücher aus Streiffs Manufaktur guten Absatz fanden, entwickelte sich die Glarner Druckindustrie im 18. Jh. nur langsam.

1780 kommt das englische Maschinengarn auf - Wechsel von der Handspinnerei zur Handweberei von Baumwolltüchern.

1813 eröffneten die Gebrüder Blumer in Glarus die erste fabrikmässige Spinnerei.

1814 nach Beendigung der napoleonischen Kriege, welche die gesamte Wirtschaft lahm gelegt hatten, beginnt der grosse Aufschwung der Glarner Textilindustrie, vorerst mit Zeugdruck und Heimweberei, später auch mit maschineller Weberei und Spinnerei; die Handspinnerei verschwindet vollends. Als Ursache für die Industrialisierung erwähnt später der Linthaler Pfarrer Bernhard Becker die Berge "die uns zwischen ihnen keinen Raum lassen, dass wir unser Brod pflanzen könnten. Wir mussten Kunstprodukte machen und von anderen Orten her das Brod uns geben lassen". Zu Beginn der Industrialisierung gab es überhaupt keine Reglementierung der Fabrikarbeit und jede Einmischung des Staates in die Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und -nehmer wurde zurückgewiesen. Uneingeschränkt wurden die Arbeitsbedingungen vom Fabrikbesitzer diktiert. In den Drucksälen herrschte eine schwüle, feuchtheisse Atmosphäre. Die Räume waren schlecht be-

leuchtet, die Ventilation ungenügend, Oel- und Farbengerüche stiegen auf und die eintönigen Arbeiten mussten mit grosser Hektik und oft in gebückter Haltung ausgeführt werden. Die übliche Arbeitszeit lag bei 14 Stunden im Tag. "in den Spinnereien müssen die Kinder von morgens 5.00 Uhr bis abends 19.30 Uhr, oft noch länger bis 20.00 Uhr aushalten. Haben sie, wie häufig der Fall, noch einen weiten Arbeitsweg, so müssen sie um 4.00 Uhr oder sogar vorher aus dem Schlaf genommen werden, aus dem Schlaf, der für Kinder in reichem Masse geradezu unentbehrlich ist" (Bernhard Becker).

1816 wurde von Arbeiterinnen und Arbeitern der Stoffdruckerei Egidius Trümpy in Glarus die erste Fabrik-Krankenkasse gegründet.

1837 gab es im Glarnerland bereits 9 mechanische Spinnereien, die rund 400 Personen beschäftigten. In der Stoffdruckerei Egidius Trümpy traten im gleichen Jahr die Arbeiter für zwei Wochen in den Ausstand, um die Einführung einer Fabrikglocke, die Anfang und Ende der Arbeitszeit signalisierte, zu verhindern. Der Streik führte jedoch nicht zum gewünschten Erfolg.

1840 begann die Einfuhr maschinell gewobener Tücher und viele Heimweber verloren ihre Arbeit. Die fehlenden Verdienstmöglichkeiten zwangen in den folgenden Jahren viele Glarner und Glarnerinnen zur Auswanderung.

1844, am 9. April, sagte der spätere Ständerat und erste Präsident des Schweizerischen Bundesgerichtes, Johann Jakob Blumer. in einer Landratsverhandlung: "Früher hatten wir einen natürlichen Abfluss, die fremden Kriegsdienste, jetzt haben wir kein anders Mittel als die Auswanderung. Mit dem Ausbruch der Erdäpfelseuche im gleichen Jahr, breitete sich neben der Arbeitslosgkeit auch noch eine grosse Hungersnot aus. Das Glarnerland war "eine der unglücklichsten Gegenden des Erdbodens, wo alle Jahre viele Menschen eines langsamen Hungertodes sterben."

1845 brachen 193 Auswanderer mit Hilfe des glarnerischen Auswanderungsvereines nach Wisconsin, USA, auf, um das Städtchen New Glarus zu gründen.

1845 Eine im November vom Regierungsrat erlassene Verordnung, die verbesserte Arbeitsbedingungen in den Fabriken vorsah, wurde auf Druck einiger Fabrikanten zwei Monate später wieder aufgehoben und durch die fabrikantenfreundliche "Fabrikherren-Verordnung" ersetzt.

1850 beginnt auch die maschinelle Weberei im Glarnerland und es kommt in den folgenden Jahren zur Blütezeit der Glarner Textilindustrie.

1858 wurde aufgrund eines Begehrens von Pfarrer Becker die Sonntagsarbeit verboten.

1864 brachte das Fabrikpolizeigesetz, das von 4 Arbeitern aus Luchsingen zuhanden der Landsgemeinde eingereicht wurde, substantielle Verbesserungen, das Gesetz sah unter anderem vor, das schulpflichtige Kinder nicht mehr zur Arbeit in der Fabrik herangezogen werden dürfen, die tägliche Arbeitszeit auf max. 12 Stunden beschränkt blieb, dass von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens in den Fabriken nicht gearbeitet werden darf und Frauen vor und nach der Niederkunft, im ganzen während 6 Wochen, nicht arbeiten sollten. Es war das erste Gesetz in Europa, das auch für erwachsene Männer einen Normalarbeitstag von 12 Stunden festlegte

1868/69 waren 3843 Leute in den 18 Spinnereien und 17 Webereien beschäftigt. Es gab noch 800 Heimweber und 80 Personen, die in den 5 Bleichereien das Baumwollgewebe für das Drucken vorbereiteten. 5516 waren in den 22 Druckereien angestellt, 250 arbeiteten als Streicher und es gab 70-80 Modelstecher und 40-70 Fransenknüpferinnen. Rund 10'600 Personen bei einer Gesamtbevölkerungszahl von 35'200, Kleinkinder und Greise inbegriffen, arbeiteten damals in der Textilindustrie. Der kleine Kanton Glarus nahm damals unter den Schweizer Kantonen in der Zeugdruckerei den ersten, in der Weberei den zweiten und in der Baumwollspinnerei den dritten Platz ein. Mit einigen Artikeln hatte die Glarner Zeugdruckerei eine Monopolstellung auf dem Weltmarkt.

1872 wurde die tägliche Arbeitszeit gegen den Widerstand der Arbeitgeber auf 11 Stunden reduziert.

1877 wurde der 11-stunden Tag im neuen eidgenössischen Fabrikgesetz, das stark durch die Glarner Erfahrungen beeinflusst war, übernommen. Die Führung des ersten eidg. Fabrikinspektorates fiel dem Glarner Arzt Fridolin Schuler zu, der sich für die Anliegen der Arbeiterschaft stark gemacht hatte. Mit dem Aufkommen des maschinellen Druckverfahrens wurde der im Kanton Glarus gebräuchliche Hand- oder Modeldruck zunehmend verdrängt. Zudem begannen viele Staaten mit hohen Einfuhrzöllen die eigenen Waren zu schützen. Einzelne Firmen konnten diese protektionistische Politik umgehen, indem sie ihre Produktion in andere Staaten verlegten. Doch der Niedergang der Textilindustrie im Glarnerland, der bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann, war nicht aufzuhalten.